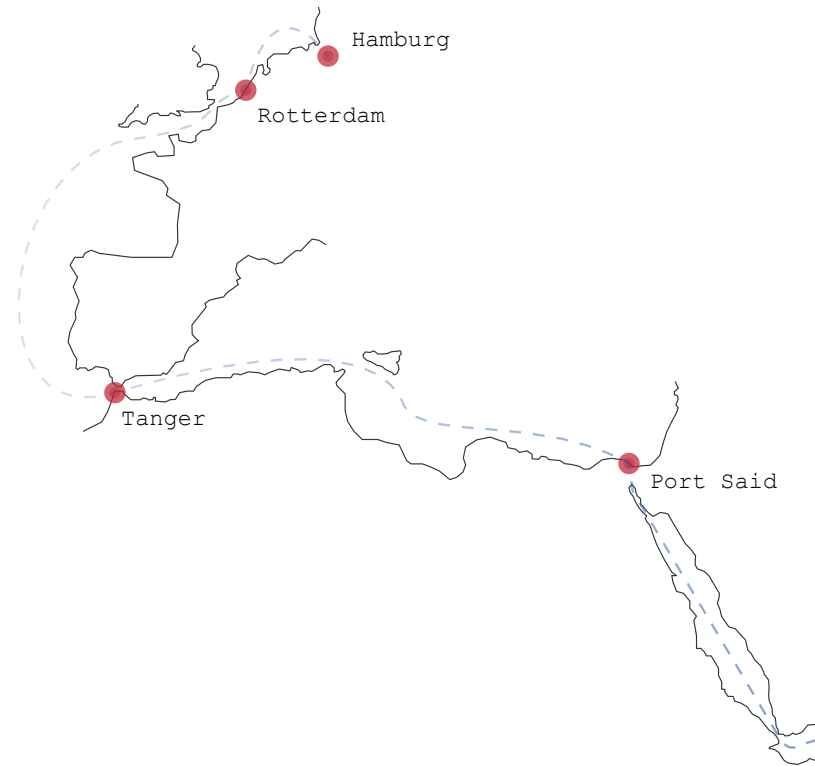
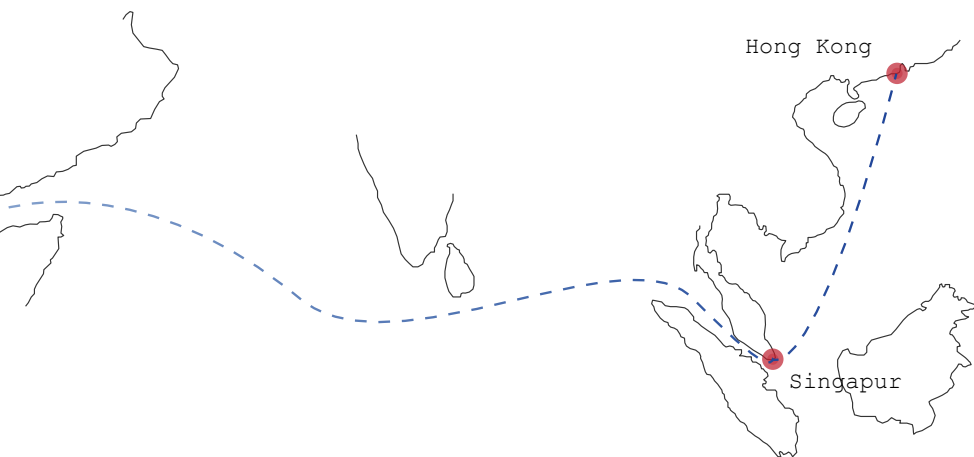


NARRATION

35 Tage Meer...



Um das zukünftige Reiseformat des „Hostel der Meere“ noch erlebbarer zu machen, wird ein beispielhafter Reiseverlauf von Hamburg nach Hong Kong in einer Narration skizziert. Hierbei wollen wir auf die Gemeinschaftsstrukturen und das Verhalten der Personen innerhalb der Gruppe eingehen, sowie ausgewählte Beschäftigungen der Reisenden darstellen. Es soll somit ein Einblick in die Atmosphäre dieser speziellen Reisegemeinschaft gegeben werden.





Fritz Ackermann (54)

Herr Ackermann arbeitet bei einer namhaften deutschen Bank. Er kommt aus einer Familie von Hamburger Kaufleuten und hält daher viel vom Grundsatz des ehrbaren Kaufmanns.

Die Skandale, in welche seine Bank im Rahmen der Finanzkrise verwickelt war und mehr noch die zunehmende Kritik seiner Freunde, die nicht aus dem Bankensektor kommen,

haben ihn in letzter Zeit daran zweifeln lassen, ob er das, was er beruflich tut, so noch gut heißen kann.

Seine Frau hat sich erst kürzlich von ihm getrennt, weil er in Ihren Augen zu viel arbeitete.

Die beiden haben keine Kinder, weil die Karriere immer vorging, so wollte keiner verzichten. Eigentlich fühlt er sich ein bisschen überfordert von der Verantwortung in seinem Job, da es dort oft stressig zugeht und er zu nichts anderem mehr kommt. Andere Menschen hat er an und für sich gern um sich, nur sich ständig mit ihnen zu unterhalten ist nicht so sein Ding und wird ihm schnell zu viel. Es reichte zum Beispiel früher, wenn er wusste, dass seine Frau zu Hause war, er derweil aber oben Fernsehen schaute.

Inzwischen hat er das Gefühl, er braucht erst mal ein bisschen Abstand, um wieder Ordnung in sein Leben zu bekommen . . . offen gestanden fühlt er sich ein bisschen einsam so ohne seine Frau.

Bei einem Spaziergang entlang der Hamburger Uferpromenade fällt ihm das dort verankerte Schiff mit Wohncontainern auf, das sich ganz gut in die maritime Atmosphäre des gegenüberliegenden Hafens einfügt (was er von vielen Gebäuden der Hafencity nicht unbedingt behaupten kann).

Der Schriftzug an der Seite weist es als „Hostel der Meere“ aus. Wieder Zuhause angekommen, wird das beim Abendbrot gegoogelt und nach einigem Zaudern beschließt er, der eher zu der schwergängigen Sorte Mensch gehört, sich einen Einzelcontainer nach Asien zu mieten. Eine Kreuzfahrt kommt für ihn nicht in Frage, nachher trifft er da Kollegen. Im Übrigen ist ihm das ganze Entertainment da zu viel.

Warum Asien? Er weiß es nicht, eigentlich sind ihm die Menschen dort suspekt, aber drei Wochen geben ihm genug Zeit zum Nachdenken, schätzt er. Jetzt muss er nur noch quasi hinterher den Urlaub vom Chef bewilligt bekommen . . .

Elisa (26) und Marvin (27)



Er ist an der Ostsee aufgewachsen, sie hingegen kommt aus dem tiefsten Süden der Republik.

Die beiden haben sich in Kiel kennen gelernt, wo er Meeresbiologie und sie Asienwissenschaften studiert hat. Mittlerweile sind sie bereits seit drei Jahren ein Paar. Nachdem sie es jetzt beide leider endlich geschafft haben und demnächst das fröhliche Arbeitsleben beginnen soll, wollen sie eine Reise nach Fernost unternehmen - die Welt für sich entdecken, fremde Kulturen kennen lernen und nochmal die Freiheit genießen, zeitlich ungebunden zu sein. Man könnte die beiden auch als klassische Backpacker beschreiben, denen Nachhaltigkeit wichtig ist und die von daher ein bisschen alternativ eingestellt sind (sprich Bio und so). Vor kurzem haben sie die Entdeckung der Langsamkeit (von Sten Nadolny) gelesen, was sie speziell zu einer Schiffsreise inspiriert hat. Die Reise ist das Ziel, irgendwo anzukommen zweitrangig, wobei die Schiffspassage nur ein – wenn auch nicht unwesentlicher – Abschnitt von vielen sein soll. Nun sind Passagierreisen auf Frachtschiffen in der Regel recht teuer und klassisches Hand-gegen-Koje praktisch nicht mehr vorhanden. Auf einer Party in Hamburg haben sie jedoch einen Traveller aus Australien kennen gelernt, der gerade auf einem „Hostel der Meere“ - wie er es genannt hat – übernachtet . . .



Martin Spielmann (42)

Von seinen Freunden schlicht Mart genannt, ist seines Zeichens Schriftsteller aus Berlin.

Eine kreative Flaute nagt schon eine Weile an seinem Ego als Künstler. Seine Frau findet ihn mittlerweile unerträglich in seinem Selbstmitleid und meint er müsse mal rauskommen.

Sie liest in der Zeitschrift enorm (Magazin für social economy) über Reisen auf Containerschiffen und bucht eigenmächtig kurzerhand eine Reise für ihn.

Zuerst reagiert er unwillig und durchaus erbost, ob dieser Form von Übergriffigkeit seitens seiner Frau, findet aber mit der Zeit gefallen daran - immerhin hat sie ihm einen „Einzelcontainer“ gebucht.

Schon gehen romantische Vorstellungen mit ihm durch (er hat einen Hang zum dramatischen): wie der große Entdecker James Cook in das große Unbekannte aufbrechen. Ein heroisches Abenteuer unter großen Entbehrungen (die Ehefrau muss zu Hause zurück bleiben, halb krank vor Sorge um sein Wohlbefinden).

Vielleicht kommt ja sogar etwas Großes dabei heraus, wie bei Joseph Conrad. Wie ist sie bloß auf Asien gekommen fragt er sich. Wäre er in letzter Zeit aufmerksamer gewesen, hätte er sich erinnert, dass sie erst kürzlich Fliegen ohne Flügel (von T. Terzani) gelesen hat und dabei maßlos begeistert war, wie dieser Mann ein Jahr ohne Flugzeug durch Asien reist (die Frau des Autors schickt diesen übrigens auch immer auf Reisen, wenn dieser zu Hause ungenießbar wird) . . .



Valeska (27), Finn (30) und Sonia (34)

Gruppe von modernen Folkmusikern (so a la milk carton kids), die sich vor ein paar Jahren bei einem Singer/Songwriter-Kurs der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg kennen gelernt haben. Da man es finanziell schlecht aushalten kann in Hamburg, sind sie lieber nach Bremen gezogen. Bei einem Auftritt auf der Treue im Rahmen der Breminale, unterhalten sie sich mit dem Besitzer, der das

Schiff vor etlichen Jahren zu einer kleinen Konzertbühne umgebaut hat.

Dieser erzählt ihnen von einem noch viel größeren Projekt, welches gerade in Hamburg gestartet wurde und bereits erste kleine Erfolge feiert.

Das passt ganz gut in die momentane Gefühlslage der Band, die mal wieder in Ruhe arbeiten will, was bei dem



täglichen Szenebetrieb mehr schlecht als recht möglich ist. Im Rücken steht immer der Manager, der sie vermarkten will. Es herrscht ein konstanter Druck zu produzieren, wodurch sie sich von ihrer anfänglichen Leichtigkeit entfernt haben.

Also beschließt man es so zu halten, wie schon andere (berühmtere) Bands und Musiker. So zum Beispiel William



Fitzsimmons, der er sich in eine einsame Jagdhütte zurückzog und for emma, forever ago schrieb.

Wobei so ein Haus auf dem Land ziemlich abgedroschen wirkt. Da ist so ein Schiff schon origineller und inspirierender und bietet nebenbei oder obendrauf eine willkommene Entschuldigung für niemanden erreichbar zu sein . . .

Georgina (von vielen auch George genannt) (32), Richard (34), Julian (30) und Anne (31)

Die vier Freunde haben sich nach dem Studium, während dessen sie in einer gemeinsamen WG gelebt haben, arbeitsbedingt in ganz Deutschland verteilt.

Kürzlich kam der Vorschlag auf, man könnte ja zusammen in den Urlaub fahren, um auf diese Weise wieder viel Zeit miteinander zu verbringen und sich richtig auszutauschen - vielleicht sogar das

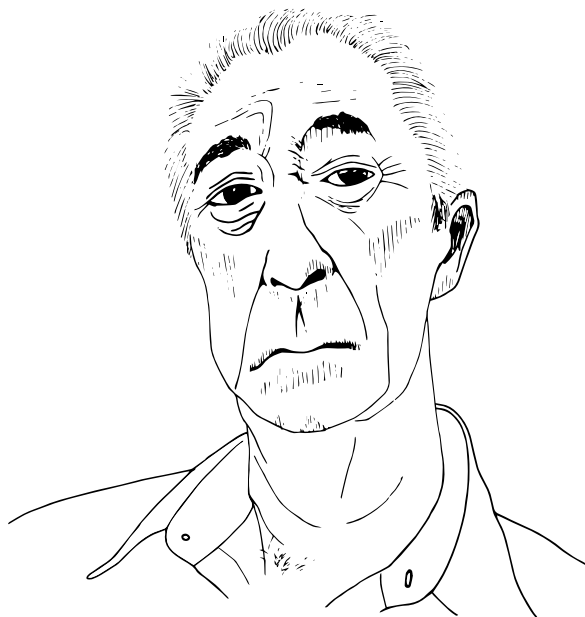


alte WG-Feeling wieder beleben. Richard hat dann eine gemeinsame Reise auf dem Hostel der Meere vorgeschlagen, weil das Büro in dem er seit einiger Zeit arbeitet, an der Planung der Container mitgearbeitet und sich im Laufe des Projektes immer mehr mit der Idee angefreundet hat.

Als gestandener Schiffbauer wollte er auch schon immer erleben,

wie sich das anfühlt auf einem Schiff mit zu fahren, statt sie einfach nur zu bauen.

Leider finden sich – jobbedingt - nur zwei Wochen in denen alle Zeit haben, weshalb sie lediglich bis Tanger buchen, sich noch eine Woche Marokko anschauen und dann zurück fliegen wollen ...



Kapitän Knut Janssen (61)

Er ist ein waschechter Ostfrieze und ein ziemlicher Sturkopf, der früher auf Bananendampfern für die Hamburg-Süd nach Südamerika gefahren ist. Er hat die „gute alte Zeit“ und die Einführung des Containers als junger Offizier noch miterlebt. Bisher hält er nicht viel von diesem neumodischen Hostelkram. In seinen Augen macht ihm das sein schönes Schiff madig, aber er muss zugeben, dass man das

auch schon bei der Einführung des Containers hätte sagen können. Seitdem ist ihm zu vieles anders geworden. Das Persönliche fehlt ihm, die Menschen. Schauerleute zum Beispiel, die das Schiff entladen, während es wochenlang auf Reede liegt und man in Ruhe die Stadt und fremde Kultur erkunden kann. Wird langsam Zeit, dass er in den Ruhestand geht . . .



Amihan (34)

Er ist der Schiffskoch der „Frida“ und kommt wie die meisten Besatzungsmitglieder von den Philippinen.

Er gehört dem Seenomadenvolk der Bajau an und ist auf einem Boot geboren worden und darauf auch die meiste Zeit seines bisherigen Lebens verbracht.

Wie viele andere Filipinos musste auch er sich „im Ausland“ Arbeit suchen gehen, da auf der Insel selbst die Arbeitslosigkeit sehr hoch ist. Da er das Meer über alles liebt, aber auch weil er in der Branche unter seinesgleichen sein kann, fährt er nun zur See.

Hamburg – 53°32' N, 9°58' E

Nach und nach trudeln alle Reisenden auf dem Hostel im Hamburger Hafen ein. Herr Ackermann, Finn, Sonia und Valeska, Georgina, Richard, Julian und Anne und zuletzt Mart Spielmann. Hostelmama Roberta führt die Gruppe über das alte Schiff und gibt schon mal eine kleine Einführung in die Nutzung, letztlich sind die Container hier wie drüben ja quasi baugleich.

Der ausgemusterte Kahn, auf dem sie sich gerade befinden, wurde nach 40 Jahren Dienstzeit vor der Verschrottung in Indien bewahrt und genießt hier in Hamburg sein zweites Leben. Als ehemaliges Trampschiff war es vor allem in kleineren Häfen in Südamerika im Einsatz und verfügt daher über zwei eigene Kräne, um Ladung umzuschlagen. Es stammt aus einer Zeit in der auch Schiffbauer noch einen gewissen Sinn für Ästhetik hegten, was sich hier und da an wunderbar strakenden Linien bemerkbar macht.

Mit viel Liebe wurden wichtige Teile der Anlagen wie Hilfsmaschinen oder eben die Bordkräne für die Nutzung als Hostel wieder in Stand gesetzt. Andere Teile wie die Ladeluken wurden entfernt, um der Umnutzung besser gerecht zu werden. Bei allen Umbaumaßnahmen wurde aber darauf geachtet, den ursprünglichen Charakter des Schiffes nicht zu verlieren und so erzählt hier und da abblättern der Lack immer noch vom wechselvollen ersten Leben des

Schiffes. Wo früher nur Container im Bauch des Schiffes lagen wurden heute an manchen Stellen feste Grünanlagen eingefügt, um den ansonsten recht industriellen Charakter aufzulockern. Die Container stapeln sich terrassenartig aus dem Innern des Schiffes bis über das Deck hinaus. Da das Schiff auch als Puffer für die auf See befindlichen Container dient, verändert sich die Landschaft kontinuierlich. mal kommen Container hinzu, die auf See nicht gebraucht werden, mal verschwinden sie, um die reisenden Hostelstrukturen zu unterstützen.

Mart Spielmann hat das Gefühl durch ein riesiges wucherndes Biotop zu laufen, es geht rauf und runter, überall kleine Gruppen von Menschen in unterschiedlichsten Aktivitäten vertieft, alle sind recht freundlich und offen und Manche halten inne und grüßen, meist auf Englisch - ohnehin sieht es hier ziemlich Multikulti aus. Davon zeugen auch die Inschriften an der Außenseiten der Container, die angeben, wo der Container schon alles gewesen ist.

Beinahe jeder Container scheint anders gestaltet zu sein... er meint sich dunkel zu erinnern auf der Internetseite gesehen zu haben, dass sich an der Gestaltung der Innenräume schon die unterschiedlichsten Gruppen/Designer/Künstler versucht haben.

Jetzt wünscht er sich, er hätte damals die Geistesgegenwart besessen seine Frau zu fragen, wie sein Container von innen aussieht - zugegeben, nachdem sie ihm ihren Plan enthüllt hatte, hat er etwas emotional reagiert und



keinen Kopf für solche Dinge gehabt. Nun, man darf gespannt sein, aber letztlich kennt sie seinen Geschmack ja ziemlich gut (genau genommen sucht sie auch seine Klamotten aus, mit solch profanen Dingen mag er sich nicht herumschlagen).

Der Kapitän ihres Reiseschiffes hat durchgegeben, dass erst zwei Stunden später eingelaufen werden kann, weil der Anlegeplatz am Kai dann erst frei wird.

Um die Zeit zu überbrücken, führt sie Roberta nach oben ins Deckshaus, wo man sich gemütlich an einer Bar die Zeit vertreiben kann. Vom der ehemaligen Peildeck ganz oben im Turm hat man einen recht weiten Blick über das Hafenareal und sieht in der Ferne sogar die Lichter der immer noch nicht fertiggestellten Elbphilharmonie in der HafenCity. Im Hintergrund gibt eine alte Platte von Freddy Quinn

den Ton an. Bei dem Song „Unter fremden Sternen“ fallen Sonia und Finn spontan in den Refrain ein, was Herrn Ackermann, der etwas abseits der anderen sein Bier trinkt, dazu veranlasst sich zu fragen, worauf er sich da eigentlich eingelassen hat und vor allem mit wem -scheinen sich wohl für sehr witzig zu halten. Überhaupt kommt er sich ein bisschen zu alt für diese Truppe vor.

Während die ersten Unterhaltungen noch recht oberflächlich und zurückhaltend ablaufen, ergreift Roberta das Wort und erzählt, dass der Umgang mit den Kapitänen teils etwas schwierig sein kann, denn nicht alle schätzen sich glücklich Teil dieses Projekts zu sein. Auch Knut Janssen, der ihr Schiff befiehlt, gehört zu diesen Fällen. Man solle nicht nachtragend sein, denn diese Menschen hätten in den letzten Jahren - nicht nur durch das Hostel der Meere - immer mehr das Gefühl bekommen, dass man in ihr Reich eindringe. Früher sei man da wesentlich unabhängiger gewesen. Zudem seien sie eher konservativer Natur und Veränderungen gegenüber erst einmal skeptisch eingestellt.

Schließlich sieht man gegenüber die „Frida“ in den Containerterminal einlaufen.

Mit 8063 TEU ist sie ein Containerschiff der eher kleineren Sorte, trotzdem bietet sie einen recht imposanten Anblick, wie sie gemächlich auf die Kaimauer zusteuert. Auf der Route von Hamburg nach Macao verkehrt sie in regelmäßigen Abständen. Nachdem das Schiff fest vertäut wurde, werden die

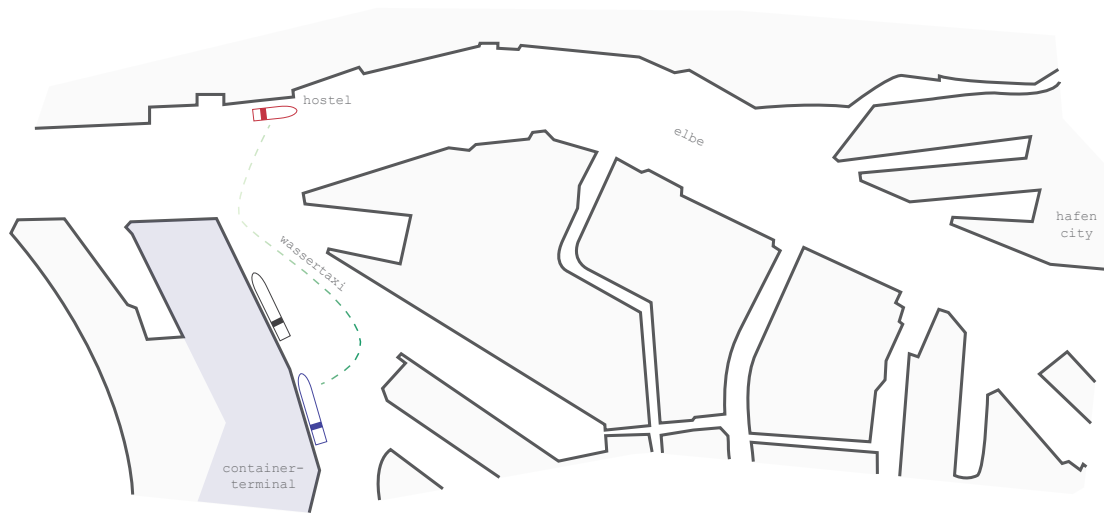
bereits an Bord befindlichen Wohncontainer gereinigt und für die neuen Gäste umarrangiert, Vorräte aufgefüllt und die Latrine geleert.

An Bord des Hostels beobachtet Herr Spielmann wie sich einer der großen Kräne in Bewegung setzt und einen Container auf das an Steuerbordseite ankernde Wassertaxi hievt.

Roberta erläutert ihm, dass dies sein höchsteigener sei, der zusätzlich installiert werde, da diesmal mehr Einzelkabinen gebucht wurden, als auf der Hinfahrt. Mit neuer Faszination schaut er zu, wie sein künftiges Heim keine zehn Meter über der Wasseroberfläche schwebt. Von außen sieht der Container recht gewöhnlich aus, lediglich die großen Fenster unterscheiden ihn merklich von anderen Containern.

Schließlich ist das Wassertaxi startbereit und Roberta drängt sie zum schnellen Einsteigen. Das Einchecken sei immer etwas stressig, entschuldigt sie sich, weil die Ladung immer noch vorgehe und man die Übergabe des Domizils während des Ladungsumschlags erledigt haben müsse. Da seien die Reedereien gnadenlos. Deshalb würde auch der ganze Papierkram, also die Formalitäten mit den Hafenbehörden schon vorab erledigt. Unter Hochdruck dampft das Boot zur anderen Uferseite und setzt die Passagiere am Lotseneinstieg der Frida Maersk ab. Kaum sind alle durch die kleine Tür an der Seite des Schiffes eingestiegen, legt das Boot schon wieder ab, um den Container an eine Stelle zu bringen, von der aus der Portalkran ihn abladen kann.

Noch bevor man sein eigenes Reich betreten darf, muss die



kleine Gruppe dem Kapitän auf der Brücke ihre Aufwartung machen.

Dieser ist mit der Überwachung des Ladungsmanövers beschäftigt. Er mustert sie mit einem abschätzigen Blick und betont nach gegenseitiger kurzer Vorstellung seitens Robertas, dass dies sein Schiff mit seinen Regeln sei, dann wendet

er sich wieder dem Ladungsrechner zu. Roberta übersetzt das etwas freundlicher mit: für die Hostalgemeinschaft gelte das Prinzip der Eigenverantwortlichkeit, in Notfällen seien Kapitän und Crew die ersten Ansprechpartner, generell sei Kontakt zur Crew erwünscht, aber es gelte, dass die Passagiere der Mannschaft mit Rücksicht begegnen sollten, immerhin sei dies in erster Linie ein Arbeitsschiff,

weshalb möglichst auch niemand beim Arbeiten behindert werden sollte.

Nachdem sich Roberta zurückgezogen hat, begibt man sich gemeinsam zum Hostelkomplex, der nur über das Deck erreichbar ist. Ringsum hört man gedämpft das Schlagen von Metall auf Metall, wenn wieder ein verladener Container zur Ruhe kommt.

Auch wenn sich nicht jeder seinen Container - wegen der komplexen Reiselogistik - völlig frei aussuchen konnte (man also mit Einschränkungen, was die persönlichen Vorlieben angeht, leben muss), so hat man auf der Plattform im Internet vorab zumindest einen sehr guten Einblick bekommen können, auf was für ein Experiment man sich mit diesem Projekt und seinen persönlichen Wohncontainern darin einlässt. Trotzdem ist jetzt natürlich ein jeder der Reisenden gespannt, wie sich das Ganze aus nächster Nähe darstellt.

Die unmittelbar hinter dem Deckshaus stehende, verschachtelte Struktur der Container weist deutliche Zeichen des ersten Lebens als gewöhnliche Frachtcontainer auf. So sind die Farben von der vielen Sonne verblichen und an einigen Stellen ist der Lack komplett abgeblättert und offenbart das darunter liegende leicht rostende Metall. Auch die Schriftzüge der ehemaligen Betreibergesellschaften sind noch teilweise sichtbar, unterbrochen durch die fast die halbe Länge ein-

nehmende Fenster. Insgesamt fügt sich das harmonisch zur übrigen Ladung des Schiffes. Dazu bietet das kräftige Grün der überall auf den Freiluftcontainern platzierten Pflanzen in dieser Stahllandschaft eine wohltuende Unterbrechung für das Auge.

Als die Reisenden ihr Heim für die nächsten Wochen betreten, fällt natürlich sofort auf, dass das Platzangebot sehr begrenzt ist, aber Markthallen hatte hier auch keiner erwartet. Das zweite sind die vielen Durchgänge und Treppen, welche die verschiedenen Container miteinander verbinden. Welcher Weg zur eigenen Wohnung der richtige ist, muss man erst erkunden. So läuft jeder durch eine andere Öffnung, nur um sich irgendwo anders wieder über den Weg zu laufen. Alles ist ziemlich verwinkelt. Hier gilt „Viele Wege führen nach Rom“, was das Ganze für die, die nicht gern immer dieselben ausgetretenen Pfade gehen, attraktiver macht. So begegnet man unterwegs leicht den unterschiedlichen Mitreisenden, durch deren Vorzimmer man ja gewissermaßen läuft.

Die Containerinnenräume, an denen man bei der Suche nach dem eigenen Domizil vorbeikommt, sind so unterschiedlich gestaltet, wie die Persönlichkeiten, die darin mitfahren. So ist ein bunter Mix an Stilen nebeneinander entstanden, der Abwechslung im Zusammenleben verspricht.

Als Spielmann endlich seinen Container betritt, der wie ein

kleines Luftschloss über allen anderen thront - über ihm nur noch ein Freiluftcontainer- fühlt er sich an das Baumhotel erinnert, in dem er mit seiner Frau ein paar Tage verbracht hat. Die Rundungen in den Ecken und Kanten und die naturbelassene Holzverkleidung der Innenwände geben dem Ganzen etwas weiches und behagliches. Ein gemütlicher, kleiner Rückzugsort.

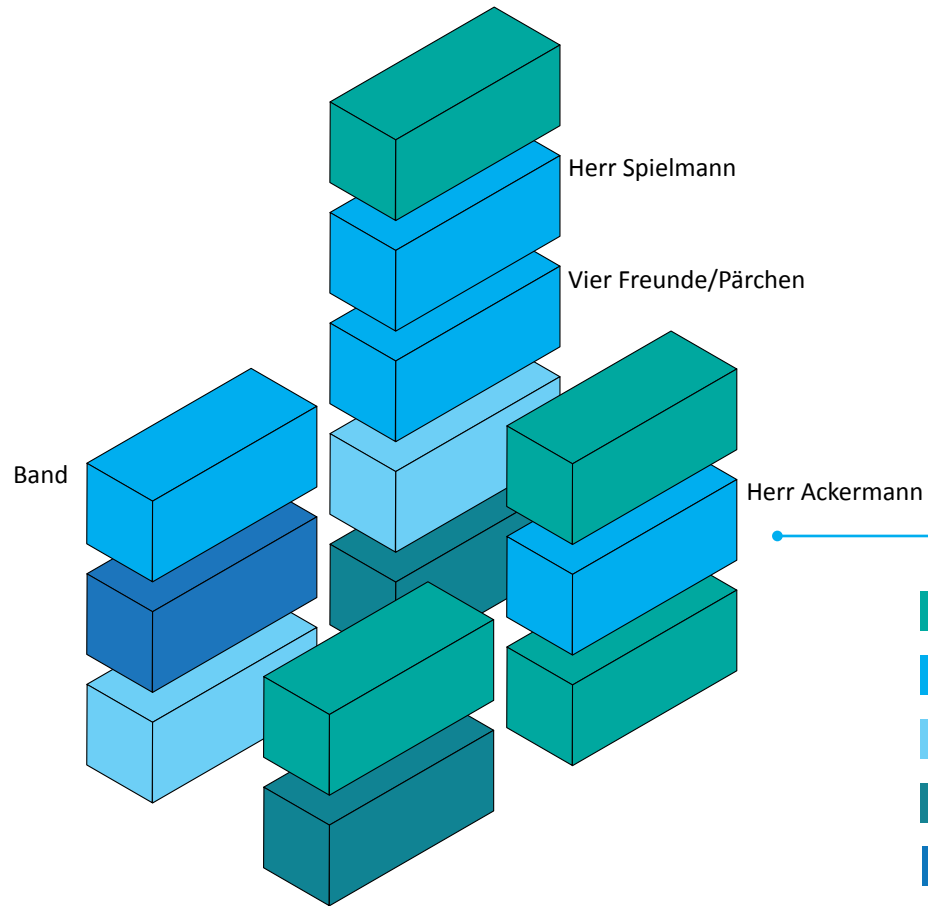
Im Kontrast dazu greift die Wohnung der Band schräg darunter den Industriecharme des Containers und Schiffes direkt auch im Inneren auf. Die Einrichtung ist für den Anfang auf das Nötigste beschränkt. So dient ein Futon auf Europaletten als Bett. Stahl und Sperrholz, Spanplatten mit weitestgehend unbehandelten Oberflächen bestimmen hier zusammen mit umfunktionierten Gegenständen aus dem Logistikbereich, wie Spanngurten und LKW-Planen das Bild. Ansonsten ist der Container so gut wie leer. Einige restaurierte Wohn-Accessoires wie Lampen vom Flohmarkt ergänzen den schlicht gehaltenen Gesamteindruck.

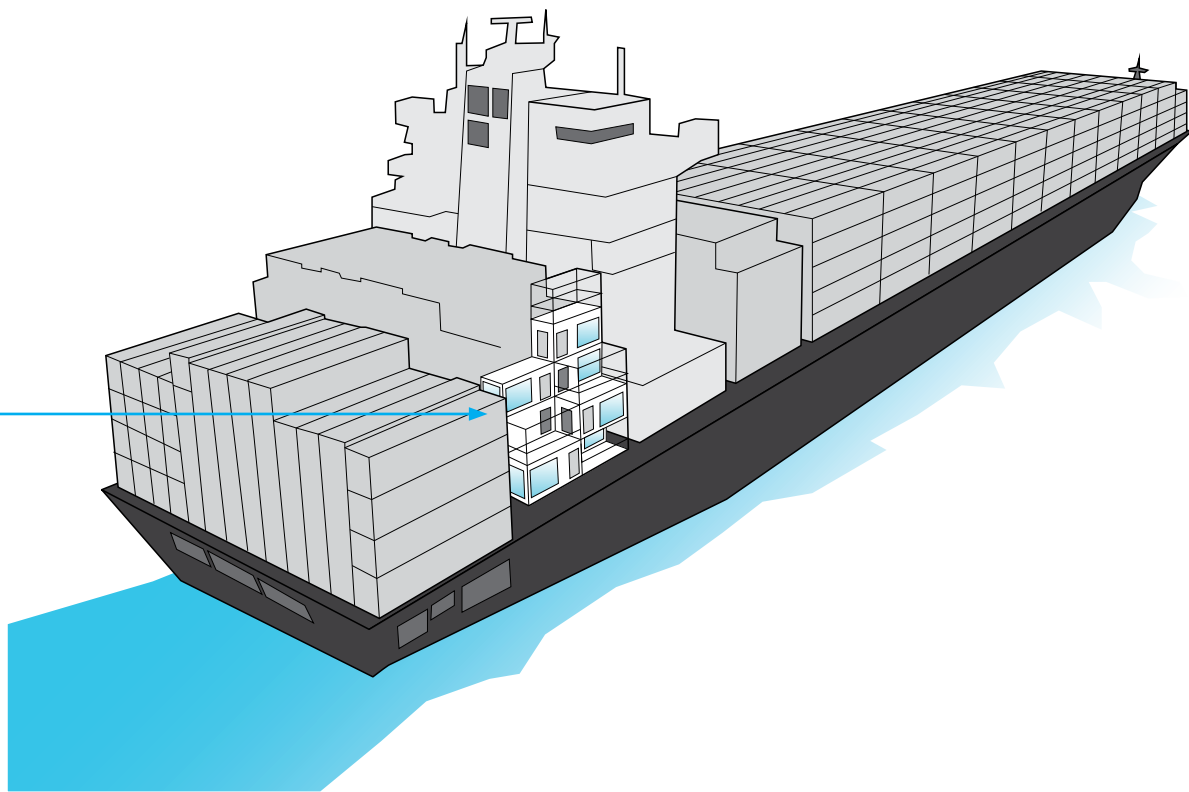
In einer Ecke entdeckt die Gruppe einen kleinen Stapel mit Baumaterial und in einer Kiste daneben einfaches Werkzeug. Ein Faltblatt gibt Grundanleitungen im Eigenbau. Damit folgt das Einrichtungskonzept der Philosophie der BeL Sozietät für Architektur, die in Hamburg für die IBA schon ein Selbstbau-Projekt Siedeln im Grundbau realisieren konnte. So soll die Eigengestaltung mit gewissen Hilfsmitteln und Grundelementen zur Maxime erhoben werden.

Da Finn auch eine Ausbildung zum Tischler hinter sich hat, dachte sich die Gruppe, dass man sich das durchaus zutrauen könne und so einen Teil seiner Zeit mit werkeln am eigenen Heim verbringt.

Diese Entscheidung hatte auch den schönen Nebeneffekt, dass ihre Reise dadurch nochmal etwas günstiger wurde.

Mittlerweile ist es bereits kurz vor Mitternacht, trotzdem beschließt George mit seinen Freunden noch gemeinsam einen Tee zu trinken und sie gehen nach unten, um den Küchencontainer zu entdecken. Vor ihrem Container entdecken Sie Herrn Ackermann, der unter freiem Himmel genüsslich eine Zigarette raucht. Auf die Frage, ob er mit nach unten in die Küche komme, erwidert er, er habe jetzt lieber seine Ruhe, was ihn in den Augen der anderen etwas rüde erscheinen lässt. Nach kurzem Mahl begibt sich dann aber auch der Rest in seine eigenen vier Wände.





Nordsee – 53°43' N, 5°52' E

Früh am Morgen des ersten Tages ist Sonia auf dem Weg zur Küche, wo sie mit dem Rest ihrer Gruppe frühstücken will. In Gedanken versunken, wie sie zur Sprache bringen soll, dass sie sich wie ein drittes Rad am Wagen in der Gruppe fühlt, seitdem Finn und Valeska ein Paar sind, läuft sie beinahe in Herrn Ackermann. Perplex realisiert sie, dass dieser nur mit einem Handtuch um die Hüfte und zwei Plastiksandalen angetan ist.

„Was geht denn bei Ihnen ab?“ fährt sie ihn an.

„Tschuldigung, war grad' in der Dusche“, bringt er heraus und zwingt sich hastig an ihr vorbei, wobei er auf den innen ziemlich engen Stufen abrutscht und sich unsanft auf den Hintern setzt.

Schnell rafft er sich auf und läuft zur Tür hinaus.

„Mann, sie können hier doch nich' so halbnackt durch die Gegend rennen. Glauben Sie ich hab' Lust mir Ihrem Astralkörper in Kontakt zu kommen? Das können Sie zu Hause machen, aber hier leben auch noch andere“, ruft sie ihm hinterher.

Draußen auf dem Freiluftcontainer kühlt sie erstmal ihr Gemüt. Ok, das war vielleicht ein bisschen heftig, der Mann war ja schon ganz rot vor Scham. Sie beschließt mit ihm zu reden,

um das zu klären, wär' ja auch nicht so der Bringer, wenn man gleich am ersten Tag schon so auf links ist.

Auf der Suche nach seinem Container begegnet sie noch Julian und Anne. Wow, hier ist es echt schwer niemandem über den Weg zu laufen. Sie ist noch nicht ganz sicher, ob ihr das gefällt oder nicht. Endlich kommt sie an der Tür von Herrn Ackermann an – wobei Tür wohl das falsche Wort ist, weil es sich eher um eine Art straffen Vorhang mit Reißverschluss handelt, der bei Bedarf ganz zur Seite geklappt werden kann und den Raum dahinter freigibt.

„Hallo Herr Ackermann, ich bin's, Sonia – von eben. Ich wollte nochmal mit Ihnen reden. Darf ich rein kommen?“

Nach kurzem Zögern öffnet sich der Reißverschluss und sie tritt ein.

„Oh, schick haben Sie's hier.“ Vielleicht ein bisschen zu sehr Laura Ashley-Style, denkt sie bei sich.

„Das ist wohl eher meiner Exfrau zu verdanken. Ihr Geschmack hat mich wohl ziemlich eingefärbt“, murmelt er.

„Und Morgensonne haben Sie auch“, übergeht Sie seinen Kommentar.

„Ich glaube nicht, dass man das bei einem Schiff so sagen

kann.“

„Ach ja, wie blöd von mir“, lacht sie und wird dann plötzlich ernst:

„Eigentlich bin ich ja gekommen, um mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich hab’ vorhin etwas heftig reagiert...trotzdem find’ ich’s nicht so toll morgens um acht um Haaresbreite mit einem wildfremden, mehr nackt als angezogenen Mann zusammenzustoßen“, und sie spürt wieder Ärger in sich aufwallen.

„Das Ganze ist mir furchtbar peinlich“, antwortet er und senkt den Blick auf seine sich windenden Hände.

„Wissen Sie, seit meine Frau ausgezogen ist, habe ich mich ziemlich gehen lassen...die Gewohnheit allein zu sein schätze ich...“

„Schätze wir haben alle so unsere Probleme, aber wenn es jeder so halten würde wie Sie, hätten wir hier bald eine Nudistenkolonie.“

Darauf weiß er nichts zu entgegnen und plötzlich tut er ihr leid, wie er da so hilflos steht:

„Schwamm drüber, ich will ja keine Staatsaffäre draus machen. Haben Sie Lust mit uns, also mir und meiner Band zu frühstücken. Vielleicht wird Ihnen das gut tun?“

Er schaut Sie etwas verdutzt an und antwortet schließlich:

„Ja...doch, warum nicht.“

„Was hat mich denn jetzt geritten?“ denkt er sich, „so ein Umschwung. Naja, ganz uneigennützig war das nicht, dann bin ich wenigstens nicht ganz allein mit dieser etwas aufgeladenen Situation mit Finn und Valeska“.

Die Sorge ist unbegründet, denn der Küchencontainer ist gerammelt voll. Zum Glück ist das Wetter schon einigermaßen warm, sodass man nach draußen ausweichen kann. Klar wird aber, dass man das irgendwie regeln muss mit dem wer, wie, wann und wo in der Küche. Alle gleichzeitig in einer von zwei Küchen geht auf jeden Fall nicht.

Der Zwischenstopp in Rotterdam verläuft relativ ereignislos, denn es bleibt keine Zeit sich die Stadt anzuschauen, da nur noch ein paar wenige Container an Bord genommen werden. Ein oder zwei Passagiere, die etwas früher schlafen gegangen sind, werden durch das Verladen der Container in nächster Nähe, wieder etwas unsanft aus dem Schlaf hoch geschreckt. Mart Spielmann und Herr Ackermann hingegen genießen das spannende Schauspiel bei einer Zigarette von einem der Freiluftcontainer aus.

Die ersten Tage werden zwar schon zarte Kontakte geknüpft, doch an sich geht jeder noch so ziemlich seiner eigenen Wege, soweit das auf so begrenztem Raum möglich ist.

Atlantik - 46° 27' N, 8° 47' W

Nach vier Tagen ruft Valeska alle zu einer kleinen Versammlung zusammen, um ein paar Dinge im Zusammenleben anzusprechen.

„Ihr wisst sicher alle, worum es hier geht. Bis jetzt haben wir ja so mehr oder weniger ladida aneinander vorbei gelebt, aber ich denke es ist ziemlich offensichtlich, dass das so nicht noch einen Monat weiter gehen kann. Die Spüle versinkt langsam aber sicher unter einem Berg aus ungespültem Geschirr. Die Haare in der Dusche sind auch echt eklig. Und zu guter Letzt: Wenn hier jeder weiter sein eigenes Süppchen kocht, will heißen sich masst an den Vorräten vergreift und dann die Hälfte steh'n lässt, können wir bald rüber zur Mannschaft rennen und um Lebensmittel betteln. Außerdem kommen wir uns dann andauernd in die Quere . . .“

„Ihr (und meint damit die Band) kocht zum Beispiel nur vegetarisch. Ich brauch' nun mal meine tägliche Portion Fleisch“, unterbricht Richard Sie.

„Und wieso das jetzt?“, fragt Valeska.

„Weil's männlich ist.“

„Ha, wie kommst du denn auf die Idee?“, fragt Sonia ein wenig

amüsiert.

„Bei uns im Büro denkt das jeder. Kannste dir sogar von ,ner Zeitschrift bestätigen lassen: beef, für Männer mit Geschmack.“

„Wow, was für ein Fossil ist das denn? Und was macht dein Büro so?“

„Wir bauen Schiffe.“

„Ah, ein Ingenieur. Jetzt wird mir einiges klar.“

„Was soll das denn heißen?“

Und schon entbrennt ein wunderbarer Streit über die verschiedenen Essgewohnheiten, in den die anderen bereitwillig einfallen. Dieser dehnt sich bald auch auf alle anderen täglichen Gewohnheiten und Ungewöhnlichkeiten aus.

Irgendwann platzt Anne der Kragen und sie ruft dazwischen: „Hallo Leute, wir wollen doch alle eine schöne Reise haben. Ohne Kompromisse geht's dann nun mal nicht. Ihr wusstet doch alle worauf ihr euch eingelassen habt. Kriegen wir das hin oder machen wir diese Fahrt zur Tortur für alle.“

Alle halten inne und blicken sie, ob dieser plötzlichen emotiona-

len Eruption, erstaunt an.

„Es ist ja nicht so, dass man zum Entspannen mal eben irgendwohin fahren kann. Wir sitzen ja sprichwörtlich alle in einem Boot“, fährt sie ruhiger fort.

Der Satz bringt einige zum Schmunzeln.

„Anne hat Recht, wenn so viele unterschiedliche Leute so eng zusammen leben, muss das auf jeden Fall irgendwie geregelt werden“, unterstützt sie Georgina.

„Vielleicht können wir uns für's erste in größeren Gruppen zusammen finden und die, die mehr Lust auf vegetarisch haben gehen in die eine, der Rest in die andere Küche. So rennen wir uns auch nicht ständig über den Haufen. Und solange die Vegetarier nicht auf Mission gehen, können wir damit glaub' ich alle ganz gut leben“, macht sie einen Vorschlag.

„Ich würde auch sagen, wir versuchen es mal mit einem Putzplan“, bringt sich Herr Ackermann ein.

„Oh, da haben wir in der Vergangenheit WG-technisch bisher nicht so große Erfolge erzielen können“, wirft die Gruppe ein.

„Ich weiß, was ihr meint, aber das ist immer noch besser als nichts. Und wer weiß . . . schließlich ist das hier nicht dasselbe wie eine WG in der Stadt“, unterstützt Valeska Herrn Ackermann.

„Und wie entscheiden wir das jetzt alles möglichst fair?“, wirft Anne auf.

„Ich würde vorschlagen nach dem Konsensprinzip“, sagt Herr Ackermann.

„Oh, das ist mir zu linksradikal“, wirft Mart Spielmann ein.

„Das hat doch nix mit radikal zu tun. Das ist einfach eine Form der Abstimmung, bei der niemand übergangen wird. So viele sind wir auch wieder nicht und auf diese Weise muss sich hier niemand ausgeschlossen fühlen und unglücklich werden. Es darf halt keiner seinen Egotrip ausleben“, erläutert Ackermann.

„Und was wissen Sie darüber?“, hakt Spielmann ein.

„Ich war auch mal jung. Und das zu einer Zeit, die wesentlich heißer war als heute.“

„Echt, Sie . . . ein 68er? Kaum zu glauben“, murmelt Finn.

„Tja, die Zeiten ändern sich. Und 30 Jahre bei einer Großbank haben ihr Übriges dazu beigetragen, dass ich heute so aussehe, wie ihr mich hier seht.“

„Das mir das aber nicht in endlosen Diskussionen ausartet. Wir machen hier ja keinen auf linke Utopie“, hakt Spielmann nach.

„Wieso, was haben sie denn sonst so wichtiges vor mit ihrer Zeit?“, lacht Finn.

„Entspannen.“

„Seien sie unbesorgt, ich glaube deswegen sind wir alle hier. Mensch, da haben wir ja sogar schon was gefunden, das uns verbindet.“

„Wollen wir uns nicht einmal die Woche zu einer Art Plenum treffen, wo jeder das ansprechen kann, was ihm oder ihr auf dem Herzen liegt?“, wirft Georgina in die Runde.

Nachdem man sich schließlich gütlich geeinigt hat, läuft es erst noch etwas schleppend. Doch nach einer Weile entspannt sich die Lage, als man sich immer besser miteinander arrangiert und die anderen langsam besser kennen lernt.

Atlantik - 38°33' N, 10°43' W

„Darin besteht auch der wahre, der wesentliche Unterschied zwischen Länge und Breite.

Der Null-Breitengrad wird von den Naturgesetzen definiert, während sich der Null-Längengrad verschiebt wie der Sand der Zeit. Aufgrund dieses Unterschieds ist die Bestimmung der Breite kinderleicht, während die Bestimmung der Länge

ein ausgesprochenes Problem ist - eines, das die klügsten Köpfe der Welt über viele Jahrhunderte der Menschheitsgeschichte vor ein Rätsel gestellt hat.

Jeder fähige Seemann kann die geographische Breite anhand der Tageszeit, des Sonnenstandes oder durch Ermittlung der Höhe bekannter Sterne über dem Horizont ziemlich genau bestimmen. [...]

Die Bestimmung der Längengrade dagegen beruht auf Zeitmessung. Um auf See die geographische Länge zu ermitteln, muß man die Uhrzeit an Bord des Schiffes und zugleich die im Heimathafen oder an einem anderen Ort bekannter Länge kennen. Den Zeitunterschied kann der Navigator dann in den geographischen Abstand übersetzen. [...]

Die genaue Kenntnis der Uhrzeit an zwei verschiedenen Orten zugleich [...] war bis weit in die Epoche der Pendeluhrn hinein völlig ausgeschlossen. An Bord eines schlingernden Schiffes gingen solche Uhren gewöhnlich schneller oder langsamer oder blieben überhaupt stehen. Temperaturunterschiede, die bei Reisen von einem kalten Land in eine tropische Zone normalerweise auftraten, ließen das Schmieröl einer Uhr dünner oder dicker werden und bewirkten, dass sich die metallischen Bestandteile ausdehnten oder zusammenzogen – mit ebenso katastrophalen Folgen.

Mangels einer brauchbaren Methode zur Bestimmung der Länge waren im Zeitalter der Entdeckungen selbst die größten Kapitäne auf hoher See orientierungslos, auch wenn ihnen die besten Karten und Kompassse zur Verfügung stan-

den. Von Vasco da Gama bis Vasco Nuñez de Balboa, von Ferdinand Magellan bis Sir Francis Drake – sie alle gelangten mehr oder weniger zufällig zu den Orten, die sie erreichten, durch Kräfte, die man glücklicher Fügung oder der Gnade Gottes zuschrieb.

Als sich immer mehr Seefahrer aufmachten, neue Territorien zu erobern oder zu erforschen oder Gold und Handelswaren zwischen fremden Ländern hin und her zu tragen, schwamm der Reichtum ganzer Nationen auf den Ozeanen. [...]

Die fieberhafte Suche nach einer Lösung für das Problem der Längengradbestimmung dauerte vier Jahrhunderte und erfaßte ganz Europa. Mit der Zeit nahm die Suche [...] legendäre Ausmaße an, vergleichbar der Suche nach dem Jungbrunnen, dem Geheimnis des Perpetuum mobile oder der Formel für die Verwandlung von Blei in Gold. [...]

Der englische Uhrmacher John Harrison, ein genialer Mechaniker, ein Pionier auf dem Gebiet der tragbarer Präzisionszeitmesser, widmete dieser Suche sein Leben.

Ihm gelang, was Newton für unmöglich gehalten hatte. Er erfand ein Chronometer, das die Zeit des Heimathafens wie eine ewige Flamme in den entferntesten Winkel des Globus trug.“

[Dava Sobel: „Längengrad“]

Mart Spielmann hat sich in den riesigen Stahlkasten, auch Deckshaus genannt, vorgewagt. Er will seine E-Mails checken. Zu diesem Zwecke hat er seinen Laptop mitgebracht, allerdings weiß er nicht genau wie das Prozedere auf einem Schiff so abläuft.

Nach schier endlosem Treppensteigen findet er in der 6. Etage die Crewmesse, dort sitzt ein Teil der Mannschaft gerade beim Mittagessen. Die Crew ist ein Mix aus Nationalitäten aller Herren Länder, hauptsächlich aber von den Philippinen oder aber China, auch ein paar aus osteuropäischen Ländern sind dabei. Einige haben noch ihre von der letzten Schicht verdreckten Overalls an, die sie zum Essen lediglich oben geöffnet und mit den Ärmeln auf den Schoß gelegt haben.

Ein bisschen einschüchternd wirken sie schon, wie sie ihn jetzt alle zusammen anschauen und darauf warten, dass er etwas sagt.

„Ähm hallo, ich würde gern meine E-mails lesen“, beginnt er auf Englisch an niemanden speziell gerichtet und hält zur Bekräftigung seinen Laptop hoch.

„Weiß hier jemand, wo ich hingehen oder was ich dafür machen muss?“

„Keine E-Mail“, antwortet lachend ein Filipino und die anderen fallen in sein Lachen ein.

„Was, aber ich habe gehört, dass es über Satellit Internet gibt.“

„Ja, aber nur für wichtige Geschäfte.“

Mist, da hätte ich mich wohl besser informieren sollen, denkt Spielmann.

„Geh am Besten zum Kapitän, er hat grad' keinen Dienst, aber seine Antwort wird dieselbe sein,“ und damit wendet er sich wieder seinem Essen zu.

„Danke . . . ähh . . .“

Der Filipino schaut erneut zu ihm hoch und sein Mund zieht sich zu einem Grinsen:

„Ist im zehnten Stock.“

„Ah, vielen Dank nochmal“, gibt er erleichtert zurück.

„Na also geht doch, so übel sind die doch gar nicht. Auch ganz beruhigend, dass ihr Englisch auch nicht besser ist als meins“, denkt er sich und hofft, dass der Kapitän sich überreden lässt. Schnellen Schrittes stapft er nun die letzten vier Treppen hoch und tritt nach kurzem Anklopfen in der Kajüte

des Kapitän's ein.

„Guten Tag, ich wollte fragen, ob es möglich wäre kurz meine Mails zu checken. Mich interessiert, ob meine Frau mir geschrieben hat.“

„Tut mir leid, aber das Internet ist für geschäftliche Nachrichten reserviert“, fällt seine Antwort etwas nüchtern aus.

„Das ist im Übrigen auch schweineteuer, weil ja hier alles über Satellit läuft“, fügt er ergänzend hinzu.

„Bezahlen würde ich das schon...“

„Nein, auch dann nicht, dass ist gegen meine Prinzipien als Seefahrer. Seien sie doch froh, dass Sie der Mist nicht auch noch hierher verfolgt. Würde man hier ganz allgemein Internet für jedermann einführen, würde sich wahrscheinlich binnen kurzem jeder der nur noch in seine Kabine zurückziehen.

Es ist auch so schon schwer genug hier etwas wie eine Gemeinschaft innerhalb der Crew aufzubauen, bei all den unterschiedlichen Nationalitäten. Aber wenn es sie beruhigt, wir erreichen bald den Hafen von Tanger, dort können sie ja dann ins Internet.“

Spielmann merkt, dass er hier nicht weiter kommt. Resigniert schaut er sich in dem Raum um und entdeckt einen



alten Sextanten in einem Regal an der Wand.

„Können Sie damit umgehen?“, fragt er interessiert.

„Selbstverständlich!“, ruft der Kapitän nicht ohne einen gewissen Stolz in der Stimme aus.

„Jeder Nautiker lernt in der Ausbildung die traditionelle Art der Navigation. Das hat sich in all den Jahrhunderten nicht geändert, schließlich kann so ein GPS-Gerät auch mal aus-

fallen und dann gucken sie dumm aus der Wäsche, wenn sie das nicht beherrschen.“

„So einfach war das nicht immer“, fährt er fort und zeigt auf Spielmann's Armbanduhr.

„Bis der Chronometer erfunden wurde, war die Seefahrt noch ein ziemliches Abenteuer ins Unbekannte. Das war mindestens ebenso einschneidend wie in unserer Zeit die Erfindung des Standardcontainers.“

„Was hat das denn verändert?“

„So ziemlich alles. Früher hat man wochenlang im Hafen gelegen, bis das Schiff entladen war. Man kannte sich untereinander, denn es gab ja Zeit für regen Kontakt in den Seemannsheimen. Oft haben wir zum Beispiel in Rio Fußball gegen die Mannschaften anderer Frachter gespielt. Die Zeit fehlt heute, nur hier auf See ist das Tempo gleich geblieben.“

„Deswegen bin ich hier. Ist ja nicht nur im Hafen so, dass sich alles beschleunigt. Auch in Berlin – wo ich her komme – ist das Leben schneller geworden.“

„Hören Sie, wenn Sie Sterne spannend finden...für morgen Abend ist ein Kometenschauer angesagt. Hier auf dem Meer ist das noch ein viel größeres Spektakel als anderswo. Wenn ich Zeit und Lust habe, komme ich vielleicht auch vorbei und erkläre Ihnen ein paar Sternbilder und wie man dieses hübsche Ding hier gebraucht. Dann sehe ich endlich auch mal was sich in diesen Containern so abspielt“

„Das hört sich hervorragend an. Ich denke, die anderen würden sich auch riesig freuen.
Fragen Sie nach Mart Spielmann, wenn Sie kommen.“

Mit einem warmen Händedruck verabschieden sich die beiden, bis man sich anderntags im Hostel wiedersieht, um

oben auf dem höchsten Freiluftcontainer Sterne zu schauen.

[Straße von Gibraltar – 35°53′ N, 5°29′ W](#)

Am frühen Nachmittag legt die Frida Maersk im Hafen von Tanger an. Nachdem sie mit acht Oberschenkel-dicken Tauen festgesetzt wurde, gehen die vier Freunde von Bord.

Der Abschied fällt kurz und schmerzlos aus, denn allzu lange kennt man sich noch nicht und während der Reise sind die vier auch mehr unter sich geblieben.

Der Rest macht sich in mehreren Gruppen zu einer schnellen Stadtbesichtigung auf, wo man den örtlichen Souk besichtigt und vom hier heimischen Essen kostet.

Viel Zeit zum Verweilen bleibt ihnen nicht, denn das Schiff braucht nur etwa 5 Stunden zum be- und entladen. Wobei man erwähnen sollte, dass Afrikas größter Hafen rund 40 km östlich der eigentlichen Stadt liegt. Der erste Offizier hat ihnen eingeschärft nur ja pünktlich zu sein, da man sich bei den Hafengebühren Verzögerungen durch verspätete Passagiere nicht leisten könnte.

Und so rast man in einem völlig überfüllten Taxi bei laut plärrender Berbermusik schleunigst Richtung Osten.

Unterdessen reinigt ein Trupp - durch das Hostel in Deutschland - beauftragter Servicekräfte - den Container der von Board gegangenen Gruppe für das nachfolgende Pärchen

und füllt die Essensvorräte wieder auf. Bislang gibt es nur in Hamburg ein „festes“ Hostel im Hafen. Dies soll sich jedoch nach und nach ändern, wenn das Konzept langsam ausgebaut wird, sodass man dann überall wesentlich flexibler agieren kann.

Bei ihrer Rückkehr sind die Neuen – Marvin und Elisa – bereits angekommen.

Valeska und Finn machen es sich zur Aufgabe die beiden in ihrem beschaulichen Reich herumzuführen und in die kleine Gemeinschaft mit ihren ganz eigenen Regeln einzuführen.

Bei einem Tee aus marokkanischer Nanaminze, den Sonia vom Markt mitgebracht hat, wird man recht schnell warm miteinander.

Mittelmeer – 38°14' N, 8°59' E

Er war ein alter Mann, der allein in einem kleinen Boot im Golfstrom fischte, und er war jetzt vierundachtzig Tage hintereinander hinausgefahren, ohne einen Fisch zu fangen. In den ersten vierzig Tagen hatte er einen Jungen bei sich gehabt. Aber nach vierzig fischlosen Tagen hatten die Eltern des Jungen ihm gesagt, daß der alte Mann jetzt bestimmt für immer salao sei, was die schlimmste Form von Pechhaben ist [...] Der alte Mann war dünn und hager, mit tiefen Falten im Nacken. Auf den Backenknochen hatte er die braunen Flecken von harmlosen Hautkrebs, den die Son-

ne durch die Spiegelung auf tropischen Meeren verursacht. Die Flecken bedeckten ein gut Teil seines Gesichts, und seine Hände zeigten die tief eingekerbten Spuren vom Handhaben schwerer Fische an den Leinen. Aber keine dieser Narben war frisch. Sie waren so alt wie Erosionen in einer fischlosen Wüste. Alles an ihm war alt bis auf die Augen, und die hatten die gleiche Farbe wie das Meer und waren heiter und unbesiegt.

[Ernest Hemingway: „Der alte Mann und das Meer“]

Das Buch hat was -vor allem passt es zu dieser Umgebung. Hier an Bord eines Schiffes hat man das Geschehen viel plastischer vor Augen. Herr Ackermann hat sich einen Liegestuhl auf einem der Freiluftcontainer zurecht gestellt, nachdem er im Lager herumgestöbert und ein zerlesenes Buch in einer Ecke gefunden hat, das – zugegebenermaßen - mehr her macht, als der Schund, den er sich am Abend vor der Reise gedankenlos eingepackt hat.

So vertieft war er, dass er Herrn Spielmann gar nicht bemerkt hat, der zum Rauchen nach draußen gekommen ist.

„Das Sie sowas lesen hätt‘ ich nicht vermutet.“

„Und wieso nicht?“

„Ich hab’ Sie eher für einen dieser Menschen gehalten, die nur Ihre alte Schullektüre zu Hause rumstehen haben, sich ansonsten aber lieber durch den Fernseher unterhalten lassen.“

„Das ich hier bin, auf dieser Reise meine ich, beweist ja wohl, dass Entertainment bei mir nicht ganz oben auf der Agenda steht.“

„Entschuldigung, war nicht so gemeint, hab’ heut’ einen

schlechten Tag beim Schreiben. Die ganze Zeit ist Flaute, das Meer spiegelglatt...ein Glück, dass das Schiff wenigstens einen Motor hat, sonst könnte man meinen, die Zeit sei steh’n geblieben, so ruhig ist’s in meinem Kämmerlein.“

„Naja, wie man’s nimmt, wie man’s nimmt. In meinem Beruf dreht sich die Zeit meist viel zu schnell, da ist das hier eine wahre Wohltat an Entspannung. Kein Handyempfang, ganz selten eine E-Mail, nicht ständig für alles und jedermann verfügbar sein...da komme ich endlich mal dazu ein Buch



wirklich zu lesen. Den Müßiggang wieder zu einer hohen Kunst erheben. Außerdem passiert hier ja nun echt genug an Zwischenmenschlichkeiten - jedenfalls mehr als in den letzten 2 Jahren meiner Ehe. Auf so engem Raum habe ich seit meiner Studentenzeit nicht mehr mit anderen in einer Gemeinschaft gelebt. Hier ist es ja sogar noch abgefahren, weil man nicht mal eben weg kann, dafür aber auch intensiver, weil man nicht dauernd abgelenkt ist. Nicht mal auf einem Campingplatz bekommt man so viel von seinen Nachbarn mit. Vor allem trifft man hier Menschen, denen man sonst nicht unbedingt über den Weg läuft. Ich empfinde das als sehr bereichernd, auch wenn es immer wieder anstrengend werden kann.“

„Mmmh, vielleicht haben sie recht und ich habe mich in letzter Zeit zu sehr in meinen kreativen Elfenbeinturm zurückgezogen. Von nichts kommt immer noch nichts. Darf ich Sie auf ein Glas Whiskey zu mir einladen...vielleicht bringt mich das ja in Hemingway-Stimmung“: nickt er schmunzelnd in Richtung des Buches in Ackermanns Schoß.

Am späten Nachmittag entdeckt Elisa Marvin am Bug des Schiffes.

„Hier steckst du also. Nur gut, dass ich dich so genau kenne, sonst hättest dich auf diesem Riesen Kahn ja nie gefunden. Was treibst du denn hier?“

„Ich habe meinem Vater einen Brief geschrieben, ihm von

dir und mir und unserer Reise erzählt.“

Sie nimmt seine Hand und drückt sie sacht bevor sie spricht, „eine schöne Geste, heißt das du verzeihst ihm?“

„Nein, seine Familie im Stich zu lassen...das kann ich ihm nicht verzeihen, aber er ist trotzdem mein Vater und manchmal wünsche ich mir, ich könnte nochmal sehen und all die Fragen stellen, die ich auf dem Herzen trage.“

„Aber wie soll der Brief ihn denn erreichen, wenn du gar nicht weißt, wohin du ihn schicken sollst?“

Darauf holt Marvin eine leere Bierflasche hervor, „ich dachte, vielleicht findet das Meer ihn ja.“

Gemeinsam versiegeln sie die Flasche mit Kerzenwachs und werfen sie über die Reling in die vom Bug aufgewirbelten Wogen, wo der Schaum scheinbar endlose, sich nie wiederholende Muster auf dem Wasser bildet. Danach setzten sie sich noch eine Weile schweigend auf eines der zu Schnecken aufgerollten riesigen Taue bis Marvin den Moment der Stille durchbricht:

„Das Meer hat irgendwie etwas sehr beruhigendes, wie es so still da liegt bis zum Horizont, so etwas dauerhaftes, als würde es ewig da sein und warten - zumindest läuft es nicht weg wie mein Vater.“

„Ja geht mir genauso, das Gefühl ist auch viel stärker als

zu Hause in Kiel - vielleicht weil es ringsum ist und man wirklich tagelang kein Land sieht. Manchmal könnte man meinen, man sei mit diesem Schiff allein auf der Welt.“

„Man kommt sich wirklich ziemlich klein vor bei so viel Weite und ein bisschen wirkt sich das auch auf die Probleme aus, die man so hat, jedenfalls bei mir“, fügt er hinzu.

„Gestern ist ein Vogel hinter dem Schiff her geflogen, das Land kann also gar nicht so weit weg sein“, bemerkt Elisa.

„Interessant, wie kleine, sonst unscheinbare Dinge hier wieder an Wert gewinnen, nicht wahr?

Nach einer Weile werden im Wasser Einzelheiten sichtbar, wo vorher nur Blau war. Mir fallen plötzlich Unterschiede in den Wellen auf, die durch Wind oder Fische verursacht werden.“

„Tja, ich schätze hier hat's einfach viel Zeit die Dinge zu betrachten, im Alltag wird man ja immerzu reiz-überflutet.“

Elisa steht langsam auf und zieht Marvin hoch: „Komm' wir gehen rein und kochen was Schönes. Ich hab' im Lager eine Nudelmaschine und eine Flasche Wein gefunden, die jemand hier zurück gelassen hat. Vielleicht hat

ja der ein oder andere noch Lust mitzumachen.“

Und so sitzt man gemeinsam mit der Band und seinen Nudeln auf dem Freiluftcontainer, während der Sonnenuntergang sein luxuriöses Farbenspiel auf dem Wasser in ganzer Pracht entfalten kann.

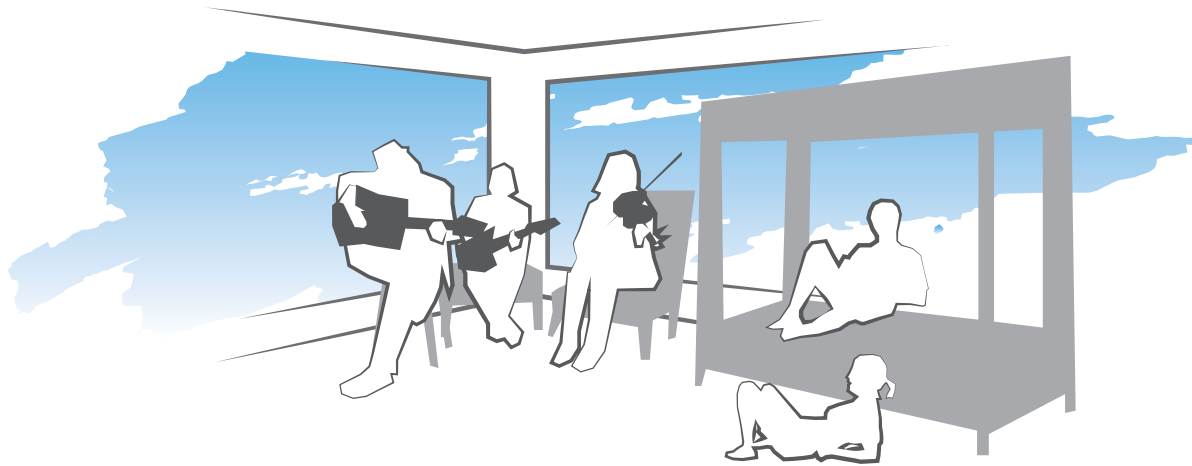
Um den Kitschfaktor noch ein wenig in die Höhe zu treiben, holt Finn seine Gitarre und gibt eine eigene Version von „Tequila Sunrise“ zum Besten.

Die See bleibt ruhig und die Tage plätschern dahin.

Die Band baut ihren Container langsam aber sicher zu einem gemütlichen Probenraum aus. Bald trifft man sich dort zu abendlichen kleinen zwanglosen Konzerten, wo die Band neue Ideen zeigt oder einfach nur gejammt wird. Oder aber man wirft einfach nur die Musikanlage aus dem Lagercontainer an und unterhält sich. Nachdem Elisa sich aus dem Lager eine Gitarre geholt hat, bringt ihr Finn ein paar Sachen bei, sodass sie sich fortan tagsüber viel mit dem Instrument beschäftigt.

Mart Spielmann verbringt seine Tage mit dem Schreiben seines Buches oder aber er stößt zu Marvin, Elisa und Herrn Ackermann, die sich immer über einen vierten Mann für ihre Doppelkopfrunden freuen.

Wenn Herr Ackermann nicht in den Tiefen irgendeines Buches verschwunden ist, schnappt er sich seine kleine Handkamera und läuft damit auf dem Schiff herum. Er hat beschlossen ein kleines Filmchen über die Reise auf dem Schiff, das Meer ringsum, die Menschen und das Le-



ben an Bord zu drehen.

In den lauen Mittelmeernächten schnappt man sich von Zeit zu Zeit den Beamer und schaut - reichlich mit Kissen und Decken ausgestattet - von einem der Freiluftcontainer aus einen Film auf der Rückwand des Deckshauses, das als überdimensionale Leinwand dient.

Ansonsten bleiben die Hauptattraktionen unterwegs

aber das Meer, die anderen Mitreisenden und das Seemannsleben. Ab und zu sieht man in der Ferne einen Küstenstreifen . . .

Mittelmeer – 33°30' N, 24°58' E

Das Meer selbst, als teilte es Jukes' gutmütige Schonung, hatte sich nie aufgemacht, den stillen Mann zu erschrecken, der selten aufblickte und harmlos zur See fuhr mit dem einzigen erkennbaren Zweck, drei Leuten am Lande Nahrung, Kleidung und Wohnung zu verschaffen.

Schlechtes Wetter hatte er ja natürlich schon kennengelernt. Er war durchnäßt worden, hatte sich unbehaglich und müde gefühlt und hatte es bald wieder vergessen, so daß er im ganzen recht hatte, wenn er regelmäßig von gutem Wetter nach Hause berichtete.

Nie aber war in ihm die Ahnung geweckt worden von einer unendlichen Gewalt, einem maßlosen Grimme einer Wut, die sich nie besänftigt, sondern nur erschöpft - die Ahnung von dem Rasen und Toben des leidenschaftlichen Meeres.

Er wußte, daß es so etwas gab, wie wir von dem Vorkommen von Verbrechen und Greueln wissen; er hatte davon gehört, wie der friedliche Bürger einer Stadt von Schlachten, Hungersnöten und Überschwemmungen hört, ohne doch zu wissen, was diese Dinge bedeuten - mag er immerhin einmal in einen Straßenauflauf verwickelt gewesen oder eines Tages um sein Mittagessen gekommen oder von einem Platzregen bis auf die Haut durchnäßt worden sein.

Kapitän Mac Whirr hatte alle Meere befahren, wie manche Menschen über die Jahre ihres Lebens dahingleiten, um endlich sanft in ein stilles Grab zu sinken, ohne bis zuletzt das

Leben kennen gelernt, ohne sich je seinen ernsten Wirklichkeiten gegenübergesehen zu haben.

Es gibt zu Wasser und zu Lande solche glückliche - oder sollen wir sagen vom Geschick oder von der See zurückgesetzte Menschen.

Kapitän MacWhirr beobachtete das stetige Fallen des Barometers und dachte: „Das bedeutet schlechtes Wetter.“

[Joseph Conrad: „Taifun“]

Anderntags wundert sich Valeska, die gerade ihre morgendliche Yogasession auf einem der Freiluftcontainer absolviert und an diesem Morgen besonders arge Probleme mit dem Seegang hat, über den Mann, der schon seit einiger Zeit an den Containern des Hostels herumfuhrwerkt.

Schließlich kann sie sich nicht länger konzentrieren und fragt den Mann: „Was machen Sie da eigentlich die ganze Zeit?“

„Die Laschungen der Container überprüfen. Heut' Abend soll es Sturm geben.“

„Schön, dass uns das auch mal jemand sagt.“

„Oh, wir hätten Sie schon rechtzeitig informiert. Der Käpt'n will sie sowieso vorher nochmal im Deckshaus seh'n . . . die

Verhaltensregeln bei Sturm durchgeh'n und so.“

„Wird es denn so schlimm“, fragt Valeska besorgt.

„Keine Angst, das alte Mädchen hier hat schon ganz andere Sachen überstanden“, beschwichtigt der Seemann sie und klopfte zur Bekräftigung mit seiner von Schwielen bedeckten Pranke auf das dumpf wiederhallende Metall des Schiffes.

„Wenn es Ihnen in Ihren Containern zu unheimlich wird, können sie auch gerne rüber zu uns kommen bis der Sturm vorüber ist, wir beißen ja nicht“, grinst er und entblößt dabei seine von zahllosen Kippen gelb verfärbten Zähne.

Am Abend dann wird es spürbar ungemütlicher in den Hostelcontainern. Metall ächzt unter der Last, der auf das Schiff wirkenden Biegung, begleitet von dem durch Wind mal leiser, mal lauter werdendem Prasseln des Regens auf die Container, das die Dämmung auch nur noch bedingt abdämpfen kann.

Immer wenn der Bug in schier endloser Abfolge in einen neuen Wellenberg eintaucht, durchfährt ein heftiger Ruck das Schiff und alle der bei Mart Spielmann – im höchsten Container des Hostels - Versammelten müssen sich am Nächstbesten festhalten, was ihre Finger zu fassen kriegen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Von Zeit zu Zeit, wenn eine besonders hohe Welle über die Bordwand

schlägt, brandet das Wasser sogar über das Deck bis zu den Scheiben des vorderen Küchencontainers hoch.

Zunächst versuchen einige sich noch mit einem Gesellschaftsspiel bei Laune zu halten, geben dies aber schnell wieder auf, weil die Spielfiguren andauernd durch die Gegend fliegen.

So sitzen schließlich alle nur noch da und schauen schweigend durch den am Fenster herunterlaufenden Regen auf das aufgewühlte Meer und die tief hängenden grauen Wolken hinaus.

„Uff, wenn das einen nicht Demut vor den Naturgewalten lehrt, dann weiß ich auch nicht“, murmelt Finn.

„Ja, jetzt kommt einem dieses riesige Schiff eher wie eine Nusschale vor“, pflichtet ihm Ackermann bei.

Elisa ist in diesem Moment froh, nicht allein zu sein und fühlt sich den anderen wirklich verbunden, wie sie hier so alle beisammen sitzen, während draußen der Sturm tobt. Bei all den Wassermassen, die gerade auf sie einstürzen, bekommt sie schon ein mehr als mulmiges Gefühl im Bauch. Auch wünscht sie sich allmählich, sie hätte beim Abendessen nicht so sehr zugelangt, denn allmählich spürt sie leichte Übelkeit aufkommen.

„Ist dir nicht gut oder hast du Angst? Du bist ja schon ganz

bleich im Gesicht“, bemerkt ihr Freund Marvin.

„Beides“, bestätigt sie ihm matt.

„Ich glaube du wirst seekrank. Komm wir gehen rüber in Deckshaus, vielleicht haben sie da ein Mittel. Dort wirst du dich sicher auch wohler fühlen.“

„Da raus“, erwidert sie ungläubig, „da kriegen mich keine zehn Pferde hin.“

„Es sind doch nur ein paar Meter.“

Nach einigem hin- und her lässt sie sich schließlich doch Überzeugen. Die aufkeimende Übelkeit trägt ihr übriges zu der Entscheidung bei. Mit weit ausfallenden Schritten und einiger Mühe sich auf den Beinen zu halten schaffen es die beiden hinüber. Drinnen laufen sie Amihan, dem Schiffskoch in die Arme.

„Na, doch lieber hier drüben bei dem Sauwetter?“, fragt er freundlich.

„Meine Freundin ist seekrank und ich fühle mich ehrlich gesagt auch nicht so wohl.“

„Ihr müsst lauter sprechen, ich höre nicht mehr so gut.“

„Ah, die Seekrankheit“, ruft er vergnügt, nachdem Marvin sich wiederholt hat, „da habe ich ein gutes Mittelchen.“

„Ingwer?“, fragen die beiden erstaunt, nachdem der Koch sie in seine Kombüse geführt hat.

„Altes Seemannsrezept“, erklärt er während er ihnen eine große Knolle zum Essen schält.

„Wirst du eigentlich gar nicht seekrank?“

„Nein, nein, ich wurde auf einem Boot geboren“, erwidert er stolz.

„Ich stamme vom Volk der Bajau, einem Seenomadenvolk aus dem Sulu-Archipel.“

„Das gehört zu den Philippinen“, fügt er hinzu.

„Deswegen höre ich auch so schlecht. Als kleinem Jungen wurde mir nämlich das Trommelfell durchstoßen, damit ich tiefer tauchen kann.“

„Leider haben wir unser traditionelles Leben so nicht mehr führen können und so bin ich auf der Suche nach Arbeit auf diesem Schiff gelandet. Jeden Monat schicke ich jetzt meiner Familie das meiste von meinem Lohn nach Hause.“

Mit den Geschichten aus seinem Leben und von seinem Volk vergeht die Zeit für Marvin und Elisa schon viel schneller. Irgendwann in der Nacht flaut der Wind ab und am nächsten Morgen liegt das Meer wieder so ruhig da, als wäre es nie anders gewesen, als hätte es ihnen nie sein anderes Gesicht gezeigt.

Suezkanal – 31°16' N, 32°21' E

Dies war das übliche Ritual bei einer Audienz des großen Mulai Ismail, der von seinen Untertanen vollkommene Unterwerfung forderte und streng auf die Befolgung des Protokolls achtete. Doch an diesem schwülen Sommermorgen im Jahr 1716 nahm der Sultan die im Staub liegenden Hölflinge kaum wahr. Seine ganze Aufmerksamkeit galt einem Haufen erschöpfter und zerlumpter weißer Männer, die im gegenüberliegenden Winkel des Hofes zusammen getrieben worden waren. 52 barfüßige, erschöpfte Engländer verfolgten stumm und fassungslos das bizarre Geschehen. Sie waren von Korsaren aus Salé auf hoher See gekapert und von der Hafenstadt zu Fuß in die marokkanische Hauptstadt Meknes verschleppt worden, wo nun ihr Sklavenleben beginnen sollte. Ihre Geschichte und die Berichte über das Schicksal vieler weiterer Leidensgenossen lösten in ihrem Heimatland Empörung und Entsetzen aus, und ihr Schicksal zeigte dass die britische Regierung und ihre Kriegsmarine in diesem Kon-

flikt vollkommen machtlos waren. Die Verschleppung dieser Männer war alles andere als ein ungewöhnliches Ereignis: Seit mehr als einem Jahrhundert zerstörten der Menschenraub und der florierende Handel mit Sklaven aus Europa und den nordamerikanischen Kolonien Familien und kosteten Unschuldige das Leben.

[Giles Milton: „Weißes Gold“]

In Port Said, kurz bevor man in den Suezkanal einfährt, können die Hostelreisenden ein interessantes Schauspiel beobachten: Die ägyptischen Kanalagenten, Lotsen und Festmacher, die für die Passage an Bord kommen, werden vom Kapitän allesamt ziemlich offensichtlich mit reichlich Zigaretten bestochen.

Wobei die Ägypter dabei ziemlich unverfroren vorgehen, Sätze wie ‚please for my family, one more carton, I know you have‘, sind keine Seltenheit.

Spielmann zählt im Ganzen an die 20 Stangen Marlboro's. Als er einen Matrosen auf diesen doch etwas ominösen Vorgang anspricht, bescheinigt ihm dieser, dass man ohne eine zünftige Bestechung nicht erwarten kann jemals den Suezkanal zu durchqueren.

Der Kanal zieht sich türkisfarben wie ein gerades Band durch die Wüste, das die Schiffe des Konvois wie an einer Perlschnur dicht hintereinander aufgereiht durchfahren, rings-

um nichts als Sand. Als man die Stadt Suez passiert, welche den Eintritt ins Rote Meer markiert, lässt der Kapitän sie zu sich auf die Brücke rufen.

„Wir durchqueren nun den Golf von Aden. Wie Sie sicher alle wissen ist das Piratengebiet“, sagt er ernst und fährt fort, „die Attacken sind in den letzten beiden Jahren zwar auf ein absolutes Minimum gesunken, aber man kann nie wissen. Mit so vielen Passagieren an Bord werden wir so wenig Risiko wie möglich eingehen und im Konvoi nur auf den überwachten Routen bleiben.

Beim geringsten Anzeichen von Gefahr begeben Sie sich bitte unverzüglich ins Deckshaus, wo ich ein Auge auf Sie haben kann.“

Später kann man die Mannschaft dabei beobachten, wie sie Feuerwehrschräuche und große Eisenspäke an der Reling achtern befestigen. Der Gedanke, dass dies das einzige ist, was man den Piraten entgegen zu setzen hat, hinterlässt bei den Meisten ein flaches Gefühl im Magen.

Nachts trifft Herr Ackermann Mart auf dem Freiluftcontainer an, der ihre beiden Wohnungen miteinander verbindet.

Dieser fährt hoch, als er ihn von hinten anspricht: „Können sie auch keinen Schlaf finden?“

„Mann haben sie mir aber einen Schrecken eingejagt. Nein . . . kommen sie, setzen sie sich. Wollen Sie auch eine Zigarette?“

„Ja, danke.“

Es folgen schweigsame Minuten, in denen beide nur an ihren Zigaretten ziehen und in die Dunkelheit jenseits der Reling starren, während unter ihnen von Zeit zu Zeit ein Matrose auf Patrouille an ihnen vorbei geht.

„Haben Sie auch bemerkt, dass sogar die sonst so hartgesottenen Matrosen richtig Angst zu haben scheinen“, sagt Mart schließlich.

„Ach, duzen Sie mich doch, ich komm' mir sonst so albern vor in dieser Situation. Aber ja ich habe es bemerkt.“

„Kein Wunder, man hört nichts, sieht nichts und doch können sie jederzeit plötzlich aus der Dunkelheit über einen herein brechen. Und wir sind mit nichts als unseren Taschenmessern bewaffnet. Diese andauernde Anspannung ist schier unerträglich.“

„Geht mir genauso. In manchen Momenten meine ich, ich müsste mir vor Angst glatt in die Hose machen.“

Doch die Nacht und der darauffolgende Morgen bleiben ruhig und so atmen schließlich alle hörbar aus, als man die Gefahrenzone verlässt und der Kapitän Entwarnung gibt.

Straße von Singapur – 1°14' N, 103°47' E

Bauen Balinesen einen Rumpf, so entsteht kein Standardrumpf, sondern eine schwimmende Skulptur, die in die kosmische Ordnung eingebettet ist. Das liegt an der Handarbeit, die von alten Regeln bestimmt ist und Schiff und Segel harmonisch miteinander verbindet.

Die Balinesen glauben, dass im Kosmos sichtbare und unsichtbare Kräfte wirken. In diesem Kraftfeld kann nur bestehen, was entsprechende Proportionen aufweist. Dann ist das Gleichgewicht der Kräfte nicht gestört. Der Körper des Menschen existiert, das ist unbestritten. Also besitzt er eine dem kosmischen Kraftfeld verwandte Proportion. Der Körper widerspiegelt damit die Verhältnisse der sichtbaren und unsichtbaren Kräfte, des Lebendigen, der Natur. Somit kann der menschliche Körper – in diesem Fall der „Pande Jukung“, des Bootsbauers – als Maßstab dienen.

Deshalb wird auch in Bali gerechnet, aber anders als im Westen.

Als Grundlage dienen ein Depa, die Spannweite der ausgestreckten Arme, ein Tapak, eine Handbreite, ein Agulak, die Spannweite zwischen Mittelfinger und Daumen, und ein Angulla, eine Fingerbreite. Diese Längen werden mit „magischen Zahlen“ multipliziert und ergeben sämtliche Schiffsdimensionen. Im fertigen Jukung finden sich Längenverhältnisse, die auf den Zahlen 1, 2, 3, 5, 7 und ihren Reziprokwerten $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ usw.) basieren.

Zeremonien, die Opfergaben für Götter und Schiff, folgen im Zahlenrhythmus des balinesischen Kalenders mit $1 \times 2 \times 3 \times 5 \times 7$ gleich 210 Tagen, und das ist ein balinesisches Jahr. Das hinduistische Bali bezieht sich dabei auf den Pancamahabhuta-Text aus Indien, dessen Wurzeln ins Jahr 1500 vor Christus reichen. Später erst legt der Grieche Pythagoras mit seiner Philosophie der ganzzahligen Verhältnisse den Grundstein für die Harmonik. Sie beschreibt den Menschen, die Natur und den Kosmos „klanglich“. [. . .]

Das menschliche Ohr hört präzise, ob verschiedene Saitenlängen zusammenpassen, ob die Klänge „stimmen“. Und auch das Auge empfindet einen Gegenstand als wohl gestaltet, wenn die magischen Zahlen im Spiel sind.

[mare no. 20: Daniel B. Peterlunger: „Die fliegenden Fischer]

Während der größte Teil der Gruppe sich zusammen mit zwei Matrosen, die schon mal hier waren, die Stadt anschaut, bleiben Finn und Marvin lieber zurück und angeln mit Amihan im Hafen.

Im Rücken die Skyline von Singapur blicken sie auf das riesige Hafenbecken mit einigen der Stadt vorgelagerten Inseln hinaus.

„Na, wie ich sehe, hast du noch eine Angel im Lager gefunden Finn“, bemerkt Marvin, der es sich mit Amihan am Heck des Schiffes auf ein paar Kisten an der Reling gemütlich ge-

macht hat.

„Mensch man braucht schon ,ne verdammt lange Leine, um von hier oben überhaupt die Wasseroberfläche zu erreichen“, kommentiert Finn seinen Versuch seinen Köder ins Wasser zu schleudern.

„Auf jeden Fall! Sag mal, Amihan, hast du gar keine Lust mit den anderen Matrosen an Land zu gehen?“

„Oh nein, die Stadt kenne ich bereits und - unter uns - viele gehen ja doch nur in die Bars oder direkt ins „Four Floors of Whores“. Das muss ich mir nicht geben. Außerdem will ich mein Geld ein bisschen zusammen halten, um später aus diesem Beruf auszusteigen, vielleicht irgendwo ein kleines Restaurant oder so aufmachen und wieder bei meiner Familie sein.“

„Verstehe . . .“

„Sind euch auch die vielen traditionellen Segelschiffe aufgefallen, die hier überall herum kreuzen? Sind die alle zum Vergnügen unterwegs?“, wechselt Finn das Thema.

„In der Straße von Malakka sind uns auch schon einige begegnet“, pflichtet Marvin ihm bei.

„Das sind Lastensegler, Dschunken aus China und Pinisis aus Indonesien“, klärt Amihan sie auf.

„Ach Quatsch, die transportieren noch Waren?“, erwidert Marvin ungläubig.

„Ja, in diesen Breitengraden hat das Segelschiff noch längst nicht ausgedient. Die Schiffe werden auch noch aus Holz völlig ohne Bauplan nur nach der Erfahrung der Bootsbauer und Überlieferung gezimmert. Viele der Inselvölker hier haben sich noch ein anderes Verhältnis zu den Booten bewahrt, als im Westen.“

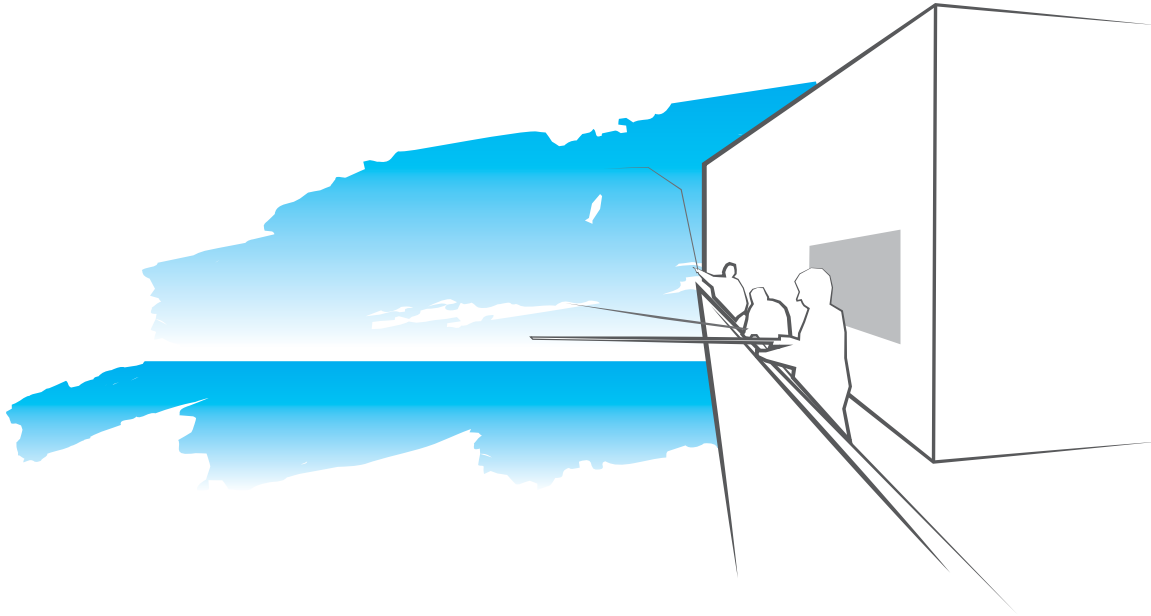
Später am Tag – als auch die anderen wieder da sind – teilt der Ladungsoffizier ihnen mit, dass sich die Weiterreise um einige Tage verzögern wird, weil es beim Zoll Probleme mit den Formalitäten der Ladung gebe.

„Ich hoffe, ihr habt ein bisschen Zeit mitgebracht“ sagt er zum Abschluss lachend.

Die freigewordene Zeit nutzt die Mannschaft, um eine kleine Grillparty zu veranstalten, zu der auch die Hostelreisenden eingeladen sind.

So trifft man sich abends, während die glutrote Sonne langsam untergeht vor dem Deckshaus.

Die Mannschaft hat Würstchen und Steaks aufgefahren und in großen Plastikbottichen schwimmen Bier- und Wodkafla-



schen im Eiswasser.

Der Kapitän ist zum Erstaunen aller in Shorts angetan, der Maschinist trägt sein grellbuntes Hawaii-Hemd (was er aber auch sonst so gut wie nie abzulegen scheint) und manche haben gleich gar kein Hemd an. Als die Stimmung ausge-

lassener wird, holt jemand die Karaoke-Maschine und alle müssen beim Contest ran. Insbesondere die Filipinos scheinen hierbei einen ausgesprochenen Ehrgeiz zu entwickeln. Dazu liefert das Vibrieren der Motoren eine konstante Geräuschkulisse im Hintergrund.

„Sagen Sie – ganz im Ernst – stören wir sie eigentlich mit unserer Anwesenheit auf dem Schiff?“, fragt Herr Ackermann den Maschinisten, mit dem er etwas Abseits ein Bier trinkt.

„I wo, die meisten hier sind nur nach außen hart und innen ziemlich weich. Im Grunde ist man ja ganz froh, wenn man jemandem aus seinem Seemannsleben erzählen kann. So sieht mal jemand, was wir hier so machen auf See. Das macht einen dann schon stolz diesen Beruf gewählt zu haben – auch wenn er hart ist. Im Übrigen kann ein wenig Abwechslung in diesem Laden nicht schaden.“

„Das freut mich zu hören. Werden die Motoren eigentlich nie abgestellt?“, fragt er weiter und deutet dabei auf das leicht zitternde Deck.

„Nein. Einmal kalt, ist der Motor nur sehr schwer wieder in Gang zu bringen, weil das Schweröl in den Leitungen abkühlt und fest wird. Haben Sie Lust den Motorraum zu besichtigen?“

„Mit Freuden.“

Von den Ausmaßen der Maschine ist Ackermann dann doch überrascht. Der Motor ist fast so hoch wie ein Haus, mit Zylindern so groß, dass ein Mann bequem darin stehen könnte.

„Willkommen in meinem Reich.“

„Und dieses Mädchen hier, mit ihren 95.000 PS, ist das Herzstück dieses Schiffes. Ich steh’ auf dicke Frauen“, lacht er und gibt dem Metallgehäuse einen kräftigen Klaps mit seiner Rechten.

„Ein bisschen verschroben sind sie schon diese Seeleute, aber herzlich“, denkt Ackermann bei sich. „Und wer weiß, was ein ganzes Leben auf so einem Schiff mit mir selbst machen würde.“

Hong Kong - 22°20' N, 114°04' E

Nach etwa 35 Tagen erreicht die „Frida“ ihren Bestimmungshafen Hong Kong.

Herr Ackermann geht langsam von Bord, wird von einem Fahrzeug zum Hafeneingang gebracht und blickt dort angekommen zum Kai zurück. So sieht er aus der Ferne noch, wie das Schiff, das während der vergangenen Wochen sein Zuhause und sein einziger Schutz vor den Elementen war, bereits mit der für die heutige Zeit so typischen industriellen Effizienz entladen wird. Mittlerweile kann er verstehen, dass man Schiffen seit jeher Namen gibt. Richtige Namen, nicht einfach nur der irgendeiner Stadt oder so, wie es zum Beispiel bei Flugzeugen der Fall ist. Das Verhältnis ist ein anderes, allein schon durch die Zeit, die man darauf verbringt. Hoffentlich bleibt das auch so.

Auf alle Fälle hat er auf dieser Reise ein paar interessante Menschen und ihre Lebensgeschichten kennen gelernt.

Ein wenig wehmütig ist im schon zu Mute, auch wenn er froh ist wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Wobei fest vielleicht das falsche Wort ist, so sehr schwankt der Asphalt unter ihm, als er zum nächsten Taxi läuft. Am Eingangstor warten schon andere Reisende des Hostels ungeduldig darauf an Bord gehen zu dürfen, um mit dem Schiff die Fahrt nach Europa anzutreten.

Schließlich verliert er das Hafengelände hinter sich aus

den Augen, als das Auto vom Innern dieser riesigen Metropole verschluckt wird . . .

